

Die Pfahlbauten und die Heimat der Indogermanen.

Von

DR. M. MUCH.

Vortrag, gehalten den 28. Jänner 1885.

„Durch zweier Zeugen Mund
Wird die Wahrheit kund.“

Die Wissenschaft hat einen zweifachen Weg, auf welchem es ihr möglich ist, das dunkle Gebiet der Kindheit der Menschheit aufzuschliessen und die frühesten Culturzustände und deren Aufeinanderfolge zu ermitteln. Der eine besteht in der Aufsuchung aller Dinge, welche einmal irgend einem menschlichen Zwecke gedient haben, um aus ihnen auf eben diese Zwecke und dadurch zugleich auf das Mass und die Art der Cultur jener Zeit zu schliessen, der sie angehören. Es ist nämlich eine merkwürdige Erscheinung, dass viele menschliche Geräthschaften Jahrtausende und mit ihnen viele Völker und Staaten und die Kunstproducte hochentwickelter Perioden überdauert haben. Je einfacher dieselben sind, um so grösser ist ihre Widerstandskraft den zerstörenden Einflüssen der Natur gegenüber, und so kommt es, dass sich zuweilen zahlreichere Zeugen der frühesten primitiven Zustände erhalten haben, als aus den uns unmittelbar vorhergehenden Zeitabschnitten. So einfach und werthlos aber diese Dinge scheinen, so vielbedeutend sind sie oft, und ein abgenütztes Werkzeug oder eine geworfene Topfscherbe gibt uns manchmal deutlichere

und zuverlässigere Kunde als umfassende schriftliche Nachrichten.

Zu diesem Zwecke ist jedes menschliches Erzeugniss im weitesten Sinne geeignet, also nicht blos Werkzeuge, Waffen, Schmuck, Thongefässe und ähnliche Gegenstände, sondern auch Dinge, die in ihrer Form keine den Gebrauchszwecken entsprechende Umgestaltung erfuhren, wie einzelne oder in Gruppen aufgerichtete Steinblöcke und natürliche Steinsäulen, oder andere, zu wall- oder hügelartigen Anhäufungen zusammengetragene Steintrümmer oder Erdmassen, ferner die Abfälle aus dem menschlichen Haushalte, namentlich die Knochen und Gehäuse der verzehrten Thiere, endlich das Skelet des menschlichen Leibes selbst.

Man findet alle diese Dinge in weitaus grösserer Menge, als man sie noch vor wenigen Jahrzehnten zu finden hoffte, nachdem unser Auge, das früher achtlos über sie hinwegblickte, sie kennen und finden gelernt hat. In allen bewohnten Gegenden der Erde stossen wir auf sie als einzelne Funde, in vielen Gegenden, und zwar in den alten verlassenen Ansiedlungen treten sie uns auch als eine gewisse Gesammtheit, sich gegenseitig erklärend und sichernd, entgegen und gewähren uns so nicht selten ein klares und einheitliches Bild einer bestimmten Zeit. Hiezu kommt eine eigenthümliche, wie es scheint über die ganze Welt verbreitet gewesene Sitte, welche unendlich viel zur Erhaltung menschlicher Artefacte beigetragen hat. Zufolge derselben wurden

den Verstorbenen Opfergaben in das Grab mitgegeben, dem Manne die Waffen und Werkzeuge, der Frau Schmuck und weibliches Geräth und sonst noch Dinge aller Art, wie z. B. Speise und Trank in thönernen und metallenen Gefässen. Auf diese Weise wurden zahlreiche mannigfaltige und für die betreffende Zeit je nach der socialen Stellung des Verstorbenen oft die werthvollsten Gegenstände dem weiteren menschlichen Gebrauche entzogen und damit in vielen Fällen für alle Zukunft erhalten.

Hat man in früherer Zeit nur die zufällig in den Wiederbesitz der Menschen gelangten Gegenstände dieser Art beachtet, wie sie beim Einebnen von Hügeln, beim Graben des Grundes für Häuser, beim Roden der Bäume und namentlich durch die Pflugschar zu Tage kamen, so hat man späterhin, seit man ihren Werth für die Aufklärung der frühesten Zustände der Menschheit erkannt hatte, planmässige Grabungen veranstaltet, um aus Grabhügeln und Urnenfeldern und in den alten Ansiedlungen jene reichen archäologischen Schätze zu sammeln, welche heute den Stolz der Museen ausmachen.

Auf diese Weise hat es die urgeschichtliche Forschung mit Zuhilfenahme der vergleichenden Methode ermöglicht, nicht nur die Culturgeschichte der Menschheit um Jahrtausende über den Beginn der historischen Zeit zurückzuleiten, sondern selbst auch die ersten geschichtlichen Jahrhunderte der civilisirten Völker in ein helleres Licht zu setzen.

Die Wissenschaft hat aber auch noch einen zweiten Weg, auf dem sie erleuchtend in das Dunkel der Kindheitszustände der Völker einzudringen vermag, nämlich der vergleichenden Sprachforschung. Es ist eine durch die Arbeit deutscher Gelehrter errungene Erkenntniss, dass sich die Völker zu einander verhalten wie die Glieder einer Familie, und dass demnach gewisse Gruppen von Völkern gleichsam eine Völkerfamilie bilden, während andere Völker anderen Familien angehören. So hat man also festgestellt, dass von den europäischen Völkern die Germanen, Griechen, Römer, Slaven, Kelten und Albanesen zugleich mit den Indern, Persern, Armeniern und einigen kleineren Völkern des Alterthums in Kleinasien einer Völkerfamilie angehören; ihre Sprachen sind im Bau und Wortschatz derart verwandt und diese Verwandtschaft nähert sich, wenn wir sie in der Zeit zurückverfolgen, in einer Weise, dass es heute keinem Zweifel mehr unterliegt, es müsse einmal eine Aera gegeben haben, in welcher alle eben genannten Völker eine Sprache geredet haben.

Die Gelehrten fassen diese Völker nach ihren vorzüglichsten heutigen Vertretern in Asien und Europa unter dem Namen der Indogermanen oder der Arier, wie sie sich einst selbst nannten, zusammen. Der Einheit der Sprache steht auch — von späteren Abänderungen durch theilweise Vermischung mit anderen Völkern abgesehen — die Einheit der körperlichen Merkmale zur Seite, so dass man auch in Beziehung auf die

genannten Völker von einer indogermanischen oder arischen Rasse reden und mit Recht behaupten kann, dass diese Völker gemeinsamen Ursprungs sind und einst ein einheitliches, in seinen Individuen völlig gleichartiges, dagegen von allen anderen Völkern durch scharf ausgeprägte Eigenschaften getrenntes Volk gebildet haben.

Da wir die Griechen zur Zeit Homers, also etwa um das Jahr 1000 v. Chr., die Perser und Inder schon früher als besondere Völker mit selbstständig ausgebildeter Sprache kennen lernten, so liegt jener Einheitszustand ebenfalls weit hinter dem Beginn der historischen Zeit zurück und fällt mit jener Periode zusammen, deren Untersuchung Gegenstand der archäologisch-urgeschichtlichen Forschung ist.

Durch Vergleichung des Wortschatzes aller arischen Völker ist es nun gelungen, mit Ausscheidung aller späteren sprachlichen Bereicherung diejenigen Worte festzustellen, welche allen Ariern gemeinsam sind, also derjenigen Sprache angehörten, welche die noch ungetrennten Arier redeten. Da jedem Worte ein Begriff entspricht, so sind wir dadurch in den Stand gesetzt, auch den Umfang und die Art der Cultur der Arier bis zu einem gewissen Masse zu erkennen. Hiedurch gewinnen wir zugleich die Gelegenheit, die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung denen der vergleichenden Sprachforschung gegenüber zu stellen und durch gegenseitige Vergleichung deren Richtigkeit zu prüfen. Dasjenige, was diese Prüfung bestanden hat,

d. h. also Alles, worin Urgeschichtsforschung und Sprachforschung übereinstimmen, dürfen wir dann aber auch nach dem Grundsatz:

„Durch zweier Zeugen Mund
Wird die Wahrheit kund“

als ein vollkommen gesichertes Ergebniss der Wissenschaft betrachten.

Wie ich schon einmal zu bemerken Gelegenheit hatte, haben schon vor Jahrhunderten einzelne Reste uralter Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen erregt, freilich ohne dass man sie recht zu deuten wusste; die meisten wurden jedoch gar nicht beachtet, was sollte auch ein anscheinend formloser Stein, eine Topfscherbe für eine Bedeutung haben? Als jedoch die wissenschaftliche Erkenntniss überhaupt zunahm und die Funde sich mehrten, wurde auch die Einsicht in den Werth derselben für die Ermittlung der Culturentwicklung der Menschheit klarer und überzeugender. Es sind vornehmlich dänische, deutsche und französische Gelehrte gewesen, welche nachgewiesen haben, dass es einmal eine Zeit gegeben, in welcher die Menschen die Metalle noch nicht gekannt haben. Dieses Ergebniss allein war genügend, um jener Zeit einen gewissen Reiz und den Funden mehr Aufmerksamkeit zu verleihen, und mit einem wahren Wett-eifer machten sich nun die Forscher darüber her, die Funde, welche früher nur der Zufall an den Tag gebracht hatte, durch ein planmässiges Vorgehen auf-zusuchen, um sie nicht nur in grosser Menge zu

gewinnen, sondern auch in ihren wechselseitigen Verhältnissen, namentlich in Bezug auf ihre örtliche Verbreitung, ihre Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge zu beobachten. Es wurden Grabhügel eröffnet, ausgedehnte Gräberfelder blossgelegt, Höhlen ausgeleert und Museen gegründet, in welchen man die erbeuteten archäologischen Schätze sammelte.

Das Alles geschah nicht ohne grosse Erfolge. Den Spaten, welchen die Wissenschaft forschend in die Tiefe der Erde senkte, verwandelte sie in eine Fackel, womit sie die Tiefe der Zeiten erleuchtete. So gelang es, die Existenz sehr verschiedener Culturperioden in ihren unterscheidenden Eigenschaften nachzuweisen und in ihrer Aufeinanderfolge festzustellen. Allein es war einerseits sehr oft mit Schwierigkeit verbunden, die verschiedenartigen Funde mit einander in Beziehung zu bringen, andererseits blieb unser Wissen über viele Erscheinungen im Leben der vorgeschichtlichen Völker Europas in Folge des mangelnden oder doch spärlichen Forschungsmateriales ein sehr lückenhaftes. So war man z. B. in den Küstenländern der Ost- und Nordsee durch die dort massenhaft gefundenen Werkzeuge und Waffen aus Feuerstein sehr gut unterrichtet über die technische Fertigkeit der Bewohner in der Herstellung solcher Geräte und über deren weitverbreiteten und vorwiegenden Gebrauch für die verschiedenen Arbeitszwecke, allein man wusste nichts oder nur wenig darüber, wie diese Leute wohnten oder wie sie sich nährten. Nicht anders war es auf

anderen Stätten, wo die „Wissenschaft vom Spaten“, wie Schliemann die urgeschichtliche Forschung nennt, ihre Untersuchungen anstellte. Da geschah es, dass „sich in dem für die Wissenschaft denkwürdigen Winter von 1853 auf 1854 in Folge der ausserordentlichen Trockenheit und anhaltenden Kälte im Alpengebiete die ungewöhnliche Erscheinung einstellte, dass sich die Flüsse in das Innere ihrer Bahn zurückzogen und die Spiegel der Seen bedeutend sanken, wodurch breite Uferstrecken ans Licht traten und selbst Inseln aus dem Wasser auftauchten, die sich seit Jahrhunderten den Blicken entzogen hatten und ohne Zweifel auch den kommenden Geschlechtern nicht so bald wieder zugänglich sein werden“. An einer solchen zu Tag getretenen Stelle bei Obermeilen am Zürchersee fand der Lehrer Aepli eine grosse Zahl in dem Boden eingetriebener Pfähle und eine Menge von Gegenständen, welche das weitblickende Auge des Archäologen Dr. Keller in Zürich als die Ueberreste einer auf Pfählen ruhenden menschlichen Wohnung erkannte.

Die weitere Untersuchung ergab, dass nicht blos am Zürchersee, sondern im ganzen Gebiete der Alpen, in Norddeutschland und sicherlich auch anderwärts die eigenthümliche Sitte herrschte, an geeigneten Stellen der Seen und Meere Pfähle in den Grund zu treiben und auf ihnen eine Art Bühne und die Wohnungen der Menschen zu errichten, so dass diese hier in mehr oder weniger ausgedehnten, dorfähnlichen Ansiedlungen über dem Wasser beisammen wohnten.

Manche dieser Pfahldörfer sind aus unbekanntem Ursachen verlassen worden, viele sind durch Brand zu Grunde gegangen; doch konnte es in beiden Fällen nicht ausbleiben, dass während ihres Bestehens zahlreiche Gegenstände zufällig in das Wasser fielen oder als unnütz hineingeworfen wurden oder in Folge des Brandes der ganzen Ansiedlung, als die brennende Bühne die Last nicht mehr trug, zugleich mit den aufflammenden Hütten hinabstürzten, wo die meisten, soweit sie nicht zu Asche verbrannt waren, am Grunde der Seen jedem ferneren Gebrauche entzogen, aber auch zugleich durch die wunderbar schützende Kraft des Wassers während mehrerer Jahrtausende bis auf unsere Tage erhalten wurden. Allein diese Kraft des Wassers würde doch nicht hingereicht haben, viele Dinge vor der Zersetzung zu bewahren; das geschah durch die oftmaligen, für die Bewohner so verderblichen Feuersbrünste selbst, wodurch auch leicht vergängliche organische Stoffe vor der Zerstörung geschützt werden konnten, indem sie vorher in Kohle verwandelt worden sind, und so wurden uns nicht bloß abgenützte und zerbrochene, sondern auch vollständige Dinge, und nicht bloß Gegenstände aus Stein und Knochen, sondern auch Holz und Holzgeräthe, Geflechte, die feinsten Gewebe, Sämereien und Obst in einer fast wunderbar zu nennenden Weise erhalten und die Wissenschaft dadurch in den Stand gesetzt, ein genaues, lückenloses, alle Erscheinungen des Lebens jener Völker zeigendes Bild zu geben, so klar, so deutlich und verständlich, und so umfassend,

dass wir es vermöchten, eine derartige Pfahlbauansiedlung nicht bloß geistig, sondern auch thatsächlich vollständig wieder herzustellen.

Gestatten Sie mir nun, dieses Bild in seinen äusseren Umrissen wiederzugeben.

Wie Ihnen bekannt ist, war Europa in frühester Zeit, und zwar damals, als die höheren Gebirge von ewigem Schnee bedeckt, die grösseren Alpenthäler noch mit Gletschereis erfüllt waren, von einem Volke wilder Jäger bewohnt, welche von dem Fleische der gleichzeitig hier lebenden Elephanten, Nashorne, Riesenhirschen, Renthiere und anderen Jagdwildes lebten, bei deren Erlegung sie mit Löwen, Hyänen und Höhlenbären in den Kampf ums Dasein treten mussten. Ausser einigen sehr rohen Stein- und Knochengeräthen stand ihnen nichts zur Verfügung als ihr Scharfsinn, mit dem sie ihre Jagdthiere und ihre Concurrenten überlisteten. Wir finden demnach nicht die geringste Civilisation, ja nicht einmal die ersten Anfänge derselben bei ihnen, denn es fehlten ihnen die Hausthiere, sogar der Hund, den man bei ihrer Lebensweise am ehesten in ihrer Gesellschaft vermuthen möchte, noch findet man eine Andeutung, dass sie Pflanzen oder Pflanzensamen gesammelt haben, geschweige denn irgend eine Spur wenn auch noch so einfachen Ackerbaues.

Es ist noch nicht aufgeklärt, in welcher Weise dieses wilde Volk aus seinen Wohnstätten verschwunden ist, denn es fehlt jeder Hinweis auf eine friedliche oder kriegerische Berührung mit ihren Nachfolgern; ebenso-

wenig können wir sagen, wie die letzteren eingezogen sind; sie sind eben da und sofort ausgerüstet mit einer grossen Summe von Culturmitteln, denn mit ihnen waren die wichtigsten Hausthiere, nämlich das Rind, das Schaf und die Ziege, das Schwein und der Hund gekommen, sie brachten auch Getreide, nämlich Weizen, Gerste, Hirse und den Lein, aus ihrer uns noch unbekanntem Heimat mit. Sie verstanden zu spinnen und zu weben, formten Töpfe aus Thon in mannigfaltiger Art und wussten sie mit einfachen und zusammengesetzten geometrischen Ornamenten zu verzieren. Ebenso hatten sie schon in ihrer früheren Heimat aus Stein, Knochen, Hirschhorn und Holz eine grosse Zahl den verschiedenen Gebrauchszwecken angepasster Geräthe anzufertigen gelernt, in deren vollem Besitze wir sie in ihren ältesten Ansiedlungen in unseren Gegenden, also sofort bei ihrem ersten Erscheinen antreffen. Diese Geräthe dienten als Werkzeuge für häusliche Zwecke, für den Ackerbau, für Jagd und Krieg und für den Schmuck. Die neuesten Forschungen haben endlich ergeben, dass sie wahrscheinlich auch schon in Kenntniss des Metalles, nämlich des Kupfers waren, wenn es ihnen anfänglich auch nur in unzureichender Menge und nicht überall zur Verfügung gestanden ist.

Ihre Ausbreitung über die meisten Länder Europas, namentlich über dessen mittleren Theil und über die dänischen Inseln hinaus bis über die südlichen Bezirke Skandinaviens scheint ziemlich rasch sich vollzogen zu haben, da die Funde überall annähernd gleichartige

sind, also auch der Culturzustand als ein gleichmässiger sich darstellt. Bei ihrem Einzuge scheinen sie den Flussläufen gefolgt zu sein, nicht in den versumpften Niederungen, sondern an den sie begleitenden Abhängen. Wo sie hier einen geeigneten Platz fanden, der durch seine isolirte Lage und steile Begrenzung einigen Schutz gegen feindliche Angriffe bot, liessen sie sich dauernd nieder, um daselbst ihr Heim zu gründen und Ackerbau und Viehzucht und nebenbei Jagd und Fischfang zu betreiben. Wo sie jedoch an grössere stehende Gewässer, an Seen oder Moore kamen, schlugen sie Pfähle in den Grund derselben, um in der bereits besagten Weise auf denselben eine Bühne zu errichten und ihre Hütten aufzustellen. Diese letzteren bestanden überall, also auch in den Landansiedlungen aus einem von stärkeren Holzsäulen getragenen Flechtwerke von Ruthen, welches auf der Innen- und Aussenseite mit Lehm beschlagen war; zur Herstellung des Daches wurde Schilf oder Stroh verwendet.

Die Auswahl der Plätze für diese merkwürdigen Seewohnungen geschah mit Sorgfalt und nach eingehender Ueberlegung. Dort, wo in der Höhe des Wasserstandes der Gewässer keine späteren Aenderungen eingetreten sind, bemerkt man, dass die Wassertiefe nicht weniger als 5 Fuss beträgt, offenbar mit Rücksicht darauf, das Zuwaten bei feindlichen Angriffen zu verhindern; eine grössere Tiefe als 15 Fuss erschwerte dagegen das Eintreiben der Pfähle. Natürlich durfte der Grund auch sonst dem Eintreiben kein un-

überwindliches Hinderniss entgegensetzen, er durfte also weder felsig, noch von flüssigem Schlamm erfüllt sein. Im letzteren Falle, wo nämlich die Pfähle im bodenlosen Schlamm versunken wären, half man sich durch einen Packwerkbau, indem man Holzstämme, Reisig und Steine schichtenweise einbettete, bis man die gewünschte Höhe über der Oberfläche des Wassers erreichte; bei felsigem oder sonst ungeeignetem Untergrunde wurden die Pfähle zuweilen auch durch Einfüllen von Steinen gefestigt und in ihrer senkrechten Richtung erhalten. Sonst wählte man gerne irgendwie begünstigte Lagen in sonnigen Buchten, an den Einflüssen der Bäche, wo offenbar auch die Aecker sich befanden, und mit besonderer Vorliebe und, wie es scheint, mit Rücksicht auf den Fischfang am Ausflusse der Seen.

In dieser Weise mochte übrigens nicht bloß die an den Alpenseen ansässige Bevölkerung gewohnt haben, wir haben Grund zu vermuthen, dass auch die Hütten in den Landansiedlungen auf Pfähle über den Erdboden gestellt waren. Ziemlich sicher scheint dies in den sogenannten Terramare-Ansiedlungen der Poebene der Fall gewesen zu sein, und noch die Bilder auf der Trajanssäule in Rom stellen die Hauptstadt der Daker, Sarmisigetusa, in dieser Weise dar.

Anfang und Ende der eigenthümlichen Sitte, auf Pfählen zu wohnen, lassen sich selbstverständlich nicht durch Jahreszahlen ausdrücken. Lässt sich die älteste Besiedlung Europas durch die Mammuthjäger mit gutem Rechte bis in die Eiszeit oder doch in die Zeit des

Zurückweichens der grossen Gletscher versetzen, in welcher das Klima und die gesammte Thierwelt einen, wie bereits mit wenigen Worten angedeutet ist, völlig fremdartigen Charakter zeigen, so unterscheidet sich die den Menschen umgebende Natur schon in der ältesten Pfahlbautenzeit in nichts mehr von der heutigen. Nicht nur jene Riesenthier und die grossen Räuber aus dem Katzen- und Bärengeschlechte waren verschwunden, auch in der übrigen Thierwelt war manche bedeutende Veränderung vor sich gegangen. Das Renthier hatte sich nach dem Norden, der Steinbock und die Gemse, welche früher eine weite Verbreitung hatten, in engere Grenzen innerhalb der Gebirge, der Elch innerhalb geschlossener Wälder zurückgezogen. Die Alpenthäler prangten wieder, wie es sich aus den Funden erweisen lässt, in einem üppigen Pflanzenkleide; Wiesmatten, umsäumt von Haseln, Weiden, Erlen, Hollundern, Traubenkirschen, und vom Gesträuch von Schlehen und wilden Rosen deckten die unteren Thalgehänge, mannigfaches Laubholz; darunter die Buche, Linde, Eiche, Birke, der Mehlbeerbaum, der wilde Apfel- und Birnbaum hatten sich angesiedelt, in deren Gezweigen die Bienen ihren Zellenbau mit Honig füllten und der Sommer war genügend warm geworden, um trotz der grossen Wälder, Wasser- und Sumpfflächen mehrere Getreidearten und den Lein zur Reife zu bringen.

Die durchgreifenden Aenderungen, welche sich somit seit dem Ausgange der Periode des Mammuths

und Renthiers im Klima und in der Lebewelt vollzogen haben, die vollkommene Annäherung der gesamten Natur an jene der Gegenwart machen es wahrscheinlich, dass kein verhältnissmässig grosser Zeitraum zwischen der ersten Besiedlung Mitteleuropas durch die Pfahlbauleute und unserer Zeit liegt; immerhin haben wir noch mit Jahrtausenden zu rechnen, da uns sichere Behelfe, die wir aus der Dauer der folgenden Culturperioden gewinnen, weit über das erste Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zurückführen.

Ebensowenig wie die erste Gründung der Pfahlbau-Ansiedlungen, kann man deren Ende in Jahreszahlen ausdrücken. Es lässt sich nur sagen, dass die Dauer der Sitte, auf Pfählen über Gewässern zu wohnen, lange genug war, um einen bedeutsamen Fortschritt der Bevölkerung zu ermöglichen. Wir sehen nämlich, wie anstatt des überwiegenden Gebrauches von Steingeräthen das Metall mehr und mehr zugänglich wird, namentlich seit das Kupfer durch Legirung mit Zinn als sogenannte Bronze eine vorzügliche Eignung für Gebrauchszwecke aller Art erhält. Unter dem Einflusse der sich stetig vervollkommnenden Bronzetechnik entwickelten sich auch alle übrigen Zweige menschlicher Thätigkeit, und so sehen wir z. B. auch in der Töpferei und Weberei bedeutende Fortschritte, die Formen werden mannigfaltiger, die Ornamente reicher, die Weberei bringt es selbst zur Stickerei. Auf dem Gebiete des Ackerbaues und der Viehzucht stellen sich neue und

bessere Haustierrassen und bessere Getreidearten ein; die Jagd, welche anfänglich noch einen ansehnlichen Theil der Fleischnahrung lieferte, tritt allmählig zurück, wogegen die Viehzucht mehr und mehr an Bedeutung gewinnt. Im Allgemeinen waren die Lebensbedingungen überhaupt auf Ackerbau und Viehzucht gestellt.

Wir können aus diesen Veränderungen durchgreifender Art wohl auf eine längere Dauer der Pfahlbautenzeit, keineswegs aber auf bestimmte Zahlen schliessen. Nur so viel ist sicher, dass die Pfahlbauten in den Alpenländern nicht mehr bewohnt wurden, als das Eisen in diesen Ländern Eingang fand; kein Schriftsteller der alten Zeit weiss etwas über sie zu berichten, dagegen kennt Herodot aus der zu seiner Zeit noch lebhaften Ueberlieferung Pfahlbauten im Prasias-See unfern vom heutigen Salonichi, und in Nordostdeutschland siedelten noch in den späteren christlichen Jahrhunderten slavische Stämme auf Pfahlbauten.

Es ist begreiflich, dass es nicht möglich ist, nun alle bekannten Pfahlbauten in ihren Einzelheiten zu schildern oder auch nur mit Namen zu nennen, denn es mögen in der Schweiz, in Deutschland und Oesterreich allein nunmehr schon nahe an zweihundert derartiger Ansiedlungen aufgefunden worden sein; es dürfte mir aber gestattet werden, bei einem Beispiele statt vieler kurz zu verweilen. Ich entnehme dasselbe unserer Heimat, und zwar aus dem Grunde, weil die Stelle, wo einst der Pfahlbau gestanden, Vielen bekannt sein dürfte, und weil dieselbe seit mehr als zehn Jahren

mit ununterbrochenem Eifer und gewissenhafter Aufmerksamkeit untersucht worden ist. Während dieser Zeit wurden alljährlich in den Sommermonaten Baggerungen vorgenommen, durch welche viele Tausende von Gegenständen, welche durch die Hände der Bewohner dieses Pfahlbaues gegangen sind, an den Tag gebracht wurden, worunter freilich viele Stücke, die einst, wie z. B. Topfscherben und die Knochenabfälle, verächtlich weggeworfen wurden, aber auch keine geringe Zahl solcher, die, so unansehnlich sie jetzt scheinen mögen, doch ehemals den Stolz ihres Besitzers regemachten.

Vielen der verehrten Anwesenden wird der Mondsee in Oberösterreich, wie ich überzeugt bin, in freundlicher Erinnerung sein. Manche werden vielleicht auch gerade vor dem Abflusse des Sees und in unmittelbarer Nähe des Dampfschiff-Landungsplatzes See einen Mann auf verankertem Einbaum beschäftigt gesehen haben, wie er die Baggerschaufel an langer Stange hinauswirft, um sie in den Seegrund zu drücken und nach einiger Zeit gefüllt mit braunem Moder, Topfscherben, Knochen, und wenn's glückt, mit einem wohl erhaltenen Werkzeug oder Schmuckstück aus Stein oder Bein emporzubringen. Das ist die Stelle, wo einst ein ausgedehnter Pfahlbau gestanden ist. Fährt man zeitlich im Frühjahr, wenn das Wasser noch krystallhell und durchsichtig ist und bei Windstille und glatter Oberfläche darüber, so erkennt man bald ohne Mühe kreisförmige Scheiben auf dem Seegrunde, welche die alten Pfähle

bezeichnen, die, soweit sie ins Wasser reichen, verfault, soweit sie aber im Grunde stecken, so wohl erhalten sind, dass sie noch die unversehrte Textur, ja selbst die natürliche Farbe des Holzes zeigen, an die Luft gebracht allerdings rasch zerklüften, durch geeignete Präparirung aber erhalten werden können. Solcher Pfähle stehen hier zwischen den beiden Seeufern auf einer Fläche von etwa einem Joche und bei einer Wassertiefe zwischen 2 und 4 Metern nach einer ungefähren Berechnung nicht weniger als zehntausend beisammen.

Es lässt sich darnach ermessen, dass auf der Bühne, welche auf den Pfählen errichtet war, zahlreiche Hütten, die wir uns nicht besonders gross und höchstens ein oder zwei Gemächer enthaltend vorstellen dürfen, sowie Ställe zur Unterkunft der Hausthiere Platz finden konnten. Hier, sowie in den übrigen benachbarten Pfahlbauten im Mondsee und Attersee lebte nun ein rühriges Völkchen, im Ganzen, wie es scheint, in gesicherten und günstigen Verhältnissen, nur wurde auch diese Ansiedlung oder doch ein Theil derselben von einer Feuersbrunst, die so vielen Pfahlbauten verderblich wurde, heimgesucht, und diesem Umstande haben wir es auch an dieser Stelle zu danken, dass uns viele Dinge erhalten wurden, welche sonst unserer Beobachtung gänzlich entgangen wären. So sind wir dadurch in Kenntniss gelangt, dass die Wände der Hütten aus Flechtwerk mit einem Lehmanwurfe bestanden haben, da der letztere durch das Feuer, welches die Hütten

verzehrte, hart gebrannt worden ist und in diesem Zustande den Abdruck des Flechtwerkes bewahrt hat. Auch Stücke von verkohltem Stroh und Moos, offenbar Ueberreste des Daches, fanden sich vor.

Allein nicht bloß das Feuer wirkte hier wunderbarer Weise gegen seine sonstige Natur conservirend, auch viele andere Veranlassungen machten sich hierbei geltend. Manches vorzügliche Geräth entglitt bei der Arbeit der unachtsamen Hand, manche Schnur von Steinperlen riss unversehens und überlieferte diese dem Seegrunde; es ist selbstverständlich, dass alle unbrauchbar gewordenen Dinge, abgenützte Werkzeuge, zerbrochene Töpfe ein gleiches Schicksal hatten, und dazwischen und darüber lagerten sich Asche und Kohle vom Herde, die Knochen der verzehrten Thiere und andere Reste der Mahlzeiten, sowie Kehricht und Abfälle aller Art. Auf diese Weise sammelte sich im Verlaufe der Zeit auf dem Grunde des Sees zwischen den Pfählen eine moderartige braune Schichte, die sogenannte Culturschichte, welche, fast gänzlich vor Verwesung geschützt, beinahe Alles, was in sie allmählig eingebettet worden ist, durch Jahrtausende ungestört bewahrt hat.

Am zahlreichsten haben sich natürlich die Steingeräthe erhalten, da ihnen weder Feuer noch Wasser beikamte; deshalb ist es uns möglich geworden, in diesem Pfahlbau allein 500 Pfeilspitzen, 400 Beile, 50 Hämmer, 200 bis 300 sogenannte Schaber, 60 bis 70 Sägen und Krummmesser, 300 Perlen und sonstige

Schmuckstücke aus Stein, etwa 100 gewöhnliche Feuersteinmesser, sodann Kochsteine, Schleifsteine, Wetzsteine, Bohrer, Glättsteine, Netzsenker, Mühlsteine, mehrere hundert Klopff- oder Arbeitssteine und endlich Tausende von Feuersteinsplintern zu sammeln, abgesehen von zahlreichen Bruchstücken, welche die vorangeführten Ziffern, in die nur die gut erhaltenen Stücke aufgenommen sind, um ein Namhaftes erhöhen. Das sind Zahlen, die auch dem vorsichtigen Beobachter des Zweifels entheben, dass es einmal eine Zeit gegeben habe, in welcher sich auch der europäische Mensch, und zwar in einem schon vorgeschrittenen Stande der Bildung vorwiegend steinerner Geräte bedient habe.

Der Gebrauchszweck dieser Geräte ergibt sich aus den Bezeichnungen von selbst, aus denen wir sofort auch auf eine sehr mannigfaltige Thätigkeit schliessen können. Bemerkenswerth ist, dass die Steinbeile und Steinhämmer, zumeist aus Serpentin, seltener aus anderen Urgebirgsarten bestehend, nicht an Ort und Stelle, sondern sehr wahrscheinlich im Salzachthale verfertigt und von dort nach den Pfahlbauten verhandelt worden sind, da sich in den letzteren bis nun keine Spur einer derartigen Thätigkeit gezeigt hat, zudem aber auch in der Umgebung der Seen die betreffenden Gesteinsarten gänzlich fehlen, während sie insgesamt auf den Schuttbanken der Salzach in unerschöpflicher Menge vorkommen und bei Bischofshofen auch in der That eine derartige Fabrikationsstätte aufgedeckt worden ist.

Dagegen scheinen alle Gegenstände aus Feuerstein in der Ansiedlung selbst erzeugt worden zu sein, insbesondere die zahlreichen und meist sehr zierlich gearbeiteten Pfeilspitzen, da sich unter denselben auch unvollendete und misslungene Stücke und ausserdem unzählige Blöcke und Splitter von Feuerstein vorfanden. Die Befestigung der Pfeilspitze an den Schaft geschah mittelst eines aus dem Zuckersaft der Birke bereiteten Klebemittels, von dem sich reichliche Spuren an den Fundstücken erhalten haben.

Den Gegenständen aus Stein reihen sich in der Zahl diejenigen aus Horn und Knochen an. So fanden sich mehrere hundert Pfriemen verschiedener Art, von welchen einer noch von der Schnur umwickelt war, mit welcher er vermuthlich am Gürtel hing, ferner ebenso viele Spateln, die zum Glätten der Thongefässe dienten, sodann zahlreiche Nadeln, Doppelpfriemen oder Kämme, Flachshecheln, Beilschäfte, Keulenknäufe, Schmucksachen und viele andere Stücke, welche Sägeschnitte oder andere Spuren der Einwirkung der menschlichen Hand an sich tragen, ohne ihren Zweck erkennen zu lassen.

Zahllos sind die Holzstücke mit den Spuren der Beilhiebe, nicht sehr häufig sind dagegen die vollständigen Holzgeräthe selbst, doch nur aus dem Grunde, weil sie, wenn ins Wasser gefallen, leicht wieder herausgeholt werden konnten oder, auf demselben herumstreibend, dahin und dorthin geriethen und zumeist wohl im Abflusse des Sees hinabgeführt wurden; doch zeigen

mehrere Beilschäfte, Löffel, Pfriemen, Keile, Stücke von Pfeilbögen (zum Abschnellen der Pfeile), Dolche (aus Eibenholz), Spinnwirtel, Netzschwimmer (Netzheber), Scheiben, die Mannigfaltigkeit der Verwendung auch dieses Stoffes, der vornehmlich von der Buche und Eibe genommen ward. Zu den Pfählen dienten auch die Fichte, die Erle und andere Baumarten.

Die intensive Thätigkeit der Pfahlbewohner zeigt sich auch in ihrer Töpferei. Es ist leicht begreiflich, dass von einem so vielseitig verwendeten und dabei so gebrechlichen Hausgeräth viele Tausende von Scherben zum Vorschein kamen, doch wurde auch manch' schöner Krug und insbesondere eine nicht unbedeutende Zahl kleinerer Gefässe durch die Baggerschaufel wie durch ein Wunder unversehrt emporgehoben. Alle Gefässe sind ohne die in unseren Ländern erst seit der Römerherrschaft bekannte Töpferscheibe gemacht, aus Thon, dem je nach ihrer Grösse mehr oder weniger feiner Kalksand beigesezt worden ist. Das Brennen geschah nur in unvollkommener Weise; die Formen sind dagegen sowohl bei den gröberen und grösseren, als auch bei den kleineren Gefässen sehr mannigfaltig, zuweilen selbst schön zu nennen. Besonders auffallend sind darunter die zahlreichen kugelförmigen Krüge mit grossen Henkeln, deshalb, weil sie meist in höchst eigenthümlicher Weise verziert sind. Diese Ornamente bestehen aus einfachen oder zusammengesetzten geometrischen Figuren, zumeist aus dem einfachen oder mehrfach concentrischen Kreise, aus abwechselnd schraffirten

Dreiecken oder Vierecken und aus dem getheilten Hackenkreuze, doch sind alle diese Verzierungen nicht als eigentliche Ornamente, sondern als symbolische Zeichen aufzufassen, welche in ihrem Wesen aus dem Sonnendienste hervorgegangen sind. Diese Verzierungen wurden in den noch weichen Thon der eben fertig gewordenen Gefässe tief eingegraben und sodann mit weisser Masse ausgefüllt, welche sich von der ehemals durchaus schwarzen oder selbst schwarzglänzenden Masse der Gefässe in effectvoller Weise abhob.

Das Merkwürdige ist nun dabei, dass sich diese originelle Verzierungsweise, ja selbst die Art der Ornamente an den Gefässen zahlreicher anderweitiger urgeschichtlicher Ansiedlungen wieder findet, so insbesondere in den Pfahlbauten der Schweiz, des Laibacher Moores, in vielen Gegenden Deutschlands und ganz insbesondere in den untersten, von Schliemann aufgedeckten Schuttlagen von Troja. Diese gewiss auffallende Uebereinstimmung lässt den Schluss zu, dass gewisse Beziehungen zwischen den in den genannten Gegenden wohnenden Völkern bestanden haben müssen, die in jener frühen Zeit weniger auf einen Austausch von Waaren, von technischen Fertigkeiten und Mustern neuen Formen, als vielmehr auf ein Band der Zusammengehörigkeit und gemeinsamer Abstammung schliessen lassen, umsomehr, als auch die übrigen Zustände, wie z. B. der Gebrauch steinerner und knöcherner Werkzeuge ganz gleichartige sind.

Von den übrigen Gebilden aus Thon sind insbesondere die Webstuhlgewichte und die Spinnwirtel von Bedeutung, weil sie Zeugniß geben, dass in unserem Pfahlbau auch gesponnen und gewebt wurde. Es ist das deshalb beachtenswerth, weil andere Zeugnisse, wie z. B. Leinsamen, Leinfäden und Leinengewebe, welche in anderen Orten häufig vorkommen, hier nicht beigebracht werden können, so dass es scheint, dass man sich hier hauptsächlich wollener Kleider bedient hat. Nebenbei sei bemerkt, dass im Pfahlbau im Mondsee auch sehr zahlreiche Stricke, Schnüre und Geflechte aus Bast, zuweilen sogar recht zarte, gefunden wurden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Gewänder damals schon auch gefärbt worden sind.

Der Schmuck bestand, wie schon erwähnt, häufig aus weissen Steinperlen, von denen zwei Halsschnüre vorliegen. Noch öfter wurden hiezu durchbohrte Zähne der verschiedensten Thiere verwendet, eine im ersten Augenblicke barbarisch scheinende Sitte; allein eben diese Sitte hat sich durch alle Zeitalter bis in unsere Tage erhalten. Die Jäger tragen noch heute gerne Thierzähne als Schmuck, von denen gewisse Zähne vom Hirsch sogar als werthvoll erachtet werden, und die Zahnperlen, die wir unseren Kindern umhängen, sind nichts Anderes als ein Ueberbleibsel jener uralten Zeit.

Vielleicht die bedeutsamste Erscheinung im ganzen Thätigkeitsbereiche unserer Pfahlbauleute ist die Thatsache, dass sich dieselben auch schon des Besitzes von Metall, und zwar des Kupfers zu erfreuen hatten, sowie

der Umstand, dass sie selbst aus dem ihnen von anderwärts zugekommenen Rohmateriale Werkzeuge, Waffen und Schmuck zu verfertigen im Stande waren. Es fanden sich nämlich nicht nur kupferne Beile, Dolche, Fischhaken, Pfriemen und Zierstücke, sondern auch die Schmelztiegel mit Kupferresten in den Fugen, welche zum Giessen gedient hatten. Die Beschaffenheit des verwendeten Kupfers weist auf den Bezug desselben aus den Erdlagern auf der Mitterbergalpe bei Bischofshofen, wo, wie deutlich nachweisbar ist, schon in jener frühen Zeit der Erzgruben-Bau und das Ausschmelzen der Erze in bedeutendem Umfange betrieben wurden.

Wir begegnen hier somit den ersten Spuren der Kenntniss und Verarbeitung der Metalle, und zwar vorerst des Kupfers im unmittelbaren Anschluss an den vorwiegenden Gebrauch von Geräthen aus Stein, und es ist gewiss im höchsten Grade beachtenswerth, dass wir die Anfänge der Metallurgie an allen jenen vorgeschichtlichen Wohnstätten wieder treffen, wo uns jene eigenthümliche, aus vertieften und mit weisser Masse ausgefüllten Linien bestehende Ornamentik begegnet ist, nämlich in den krainischen und schweizerischen Pfahlbauten, in einem grossen Theile Deutschlands und in den ältesten Städten von Troja.

Was die Lebensweise betrifft, so liess sich aus den Funden zunächst feststellen, dass die Viehzucht einen bedeutenden Umfang gewonnen hatte, denn sie lieferte, nach den Knochenresten zu schliessen, den Haupttheil der Nahrung. Unter den Hausthieren ist das Rind am

häufigsten vertreten, eine kleine, jetzt wohl nicht eigentlich ausgestorbene, aber durch Züchtung und Mischung vielfach veränderte Rasse. Diesem zunächst kommt die Ziege, mit langen, schlanken Hörnern; recht häufig ist auch das Schwein, seltener das Schaf. Neben der Viehzucht tritt die Jagd schon mehr zurück. Merkwürdig ist, dass hier nur schwache Hirsche gejagt wurden, während im Gegentze hiezu in den Pfahlbauten des Laibacher Moores wahre Riesen dieses Wildes erscheinen. Reh und Gemse sind nicht so häufig vertreten, als man es erwarten möchte, noch recht zahlreich muss dagegen der Biber an den Gebirgsbächen gehaust haben, da seine Knochen gar nicht selten in den Küchenabfällen zu finden sind. Nach dem Gesagten ist es fast selbstverständlich, dass in den Pfahlbauansiedlungen auch der Hund, vielleicht der älteste Hausfreund des Menschen und sein unermüdlicher Gehilfe bei der Viehzucht sowohl, als bei der Jagd, nicht fehlen darf. Es ist eine kleine zierliche Rasse mit schmalen Kopf, und wir dürfen es mit Recht als ein Zeichen vorgeschrittener Gesittung anführen, dass sein Fleisch nicht gegessen wurde.

Den wesentlichsten Theil der Pflanzennahrung lieferte der Weizen und die Gerste; vielleicht war auch hier die Hirse schon bekannt. Das Getreide wurde zwischen flachen Steinplatten zu einem groben Mehle zerrieben und als eine Art Brei oder in rundlichen Brötchen bereitet. Nebenbei hatte man allerlei Genussmittel, wie z. B. den Apfel, und zwar die wilde und

eine schon etwas cultivirte Sorte desselben, zu einem Muss verkocht oder für den Winter in Spalten getrocknet. In grosser Menge wurden Haselnüsse, seltener die Hagebutten, Brombeeren und anderes Beerenobst genossen. Es ist selbstverständlich, dass für alle angeführten Einzelheiten die Belege durch einschlägige Funde gebracht werden; namentlich erwies sich bei den letztgenannten vergänglichen Dingen die Feuersbrunst, welche einen Theil der Ansiedlung zerstörte, als äusserst wirksam, indem sie eine grosse Menge von Getreide und getrocknete Aepfelspalten in Kohle verwandelte und dadurch unverweslich machte.

Ueberblicken wir nun den Zustand der ältesten Pfahlbautenzeit, so zeigt sich uns ein nicht unbedeutendes Mass von Cultur. Wir sehen die Menschen dieser Zeit in dauernden Wohnsitzen und nahe gelegenen Ansiedlungen beisammen leben, was uns auf eine gesellige Ordnung, auf Recht und Sitte schliessen lässt; die symbolischen Ornamente auf ihren Gefässen lassen ein gewisses Mass religiöser Vorstellungen erkennen. Wenn wir auch vorzugsweise noch steinerne und knöcherne Werkzeuge in ihrem Besitze finden, so zeugt doch deren Menge und Mannigfaltigkeit für den thätigen und strebsamen Geist jener, die sich deren bedienten. Das Metall gewinnen sie selbst in den Bergen, schmelzen es aus und verarbeiten es zu Werkzeugen, zu Schmuck und Waffen, wenn sie es auch noch nicht in genügender Menge zu beschaffen im Stande sind. Sie können spinnen, flechten und weben, sie zimmern

und bohren und verfertigen kleine mechanische Vorrichtungen zum Bohren und Sägen der Steine; ihre Lebensbedingungen sind vorwiegend auf die Viehzucht und den Ackerbau gestellt, ohne dass sie die Jagd vernachlässigen.

Aus allem Angeführten sehen wir, dass die Cultur der Pfahlbauleute in ihrer Grundlage der unsrigen nicht fremdartig gegenüber steht, wie etwa das Nomadenthum dem Ackerbau, sondern in ihrem ganzen Wesen verwandt, und wenngleich nicht so entwickelt ist, doch die Keime des Fortschrittes in sich trägt. Dieser Umstand, sowie die Thatsache, dass es die Pfahlbauleute gewesen sind, welche überhaupt den ersten Lichtstrahl der Cultur in unsere Heimat gebracht, hier zuerst den unberührten Boden aufgebrochen und das allnährende Samenkorn zum ersten Male ausgesäet, kurz die Erwägung, dass es die Pfahlbauleute gewesen, welche die Hand angelegt haben, die Wildniss, in die sie eingezogen, zu einer menschenwürdigen Heimat für uns selbst umzugestalten, lässt es von höchstem Interesse erscheinen, zu ermitteln, in welchem Verhältnisse dieses Volk zu uns steht.

Es ist durch die neueren Untersuchungen festgestellt, dass die Völker, welche in der ersten Pfahlbautenzeit die Alpenländer und wahrscheinlich ganz Mitteleuropa bis an den Hellespont bewohnten, nicht nur durch eine auf gleicher Stufe stehende Cultur, sondern auch durch auffallende gemeinsame Züge in derselben, namentlich durch die charakteristische Art

der Töpferei und der Ornamentirungsweise bei derselben, sowie durch das gleichartige Stadium in der Metallurgie mit einander verbunden sind; alle diese Völker gehören somit demselben Culturkreise und offenbar derselben Rasse an, und nichts berechtigt uns, etwas Anderes anzunehmen, als dass dies die indogermanische oder arische Rasse sei.

Dieser Behauptung steht freilich die bis vor kurzer Zeit allgemein giltig gewesene Meinung entgegen, dass die Indogermanen erst lange nach der Besiedlung durch die Pfahlbauleute im mittleren Europa eingewandert seien. Allein die Urgeschichtsforschung vermag eine derartige spätere Einwanderung nicht nachzuweisen, vielmehr deuten alle Umstände darauf hin, dass seit jener ersten Besiedlung trotz des Ueberganges vom Gebrauche des Steines zu dem der Bronze und von dieser zum Eisen bis in die Zeit der Römerherrschaft kein allgemeiner Bevölkerungswechsel stattgefunden habe. Alle Erscheinungen zeigen eine allmälige und stetige Entwicklung, und neue Culturmittel verbreiten sich nicht plötzlich, wie wenn sie durch ein eroberndes Volk ins Land gebracht worden wären, sondern im langsamen Fortschreiten, während die alte Bevölkerung in ihren Niederlassungen sesshaft bleibt. So ist z. B. der Uebergang von den Steingeräthen zum Metall, also zunächst zum Kupfer, kein plötzlicher und allgemeiner, wie man annehmen müsste, wenn etwa die bisherigen Bewohner des Landes durch ein aus der Fremde einbrechendes, mit metallenen Waffen und

sonstigen Metallgeräthen ausgerüstetes Volk vertrieben oder vernichtet worden wären. Vielmehr zeigt es sich an zahlreichen Fundstätten, dass die Metallgeräte anfänglich nicht in genügender Menge zur Verfügung stehen, dass der Gebrauch von Steinwerkzeugen überwiegt und auch späterhin noch lange neben jenen einhergeht. Auch haben die ältesten Metallgeräte durchaus nichts an sich, was ihnen einen fremdartigen Charakter verleihen und auf ihren Import aus anderen Ländern hinweisen könnte; die Formen der ältesten Beile, Dolche und Hämmer aus Kupfer schliessen sich im Gegentheile den Formen vollkommen an, welche bereits in Stein vorgebildet waren. Ebenso ist auch der Uebergang vom Kupfer zur Bronze ein ganz allmäliger. Auch die Thongefässe, die wir in jener frühen Zeit unbedingt als ein nationales Erzeugniss zu betrachten haben, behalten bei diesem doppelten Uebergange ihren Charakter und ihre eigenthümliche Ornamentirung, nur dass die Formen ausgebildeter, die Ornamente reicher und der technische Vorgang vollkommen werden. Was endlich die Lebensbedingungen betrifft, so sehen wir keineswegs, dass dieselben einem schroffen Wechsel unterlegen gewesen, dass etwa die ursprüngliche ackerbautreibende Bevölkerung durch nomadische Einwanderer oder umgekehrt diese durch jene oder auch nur durch ein Volk abgelöst worden wären, welches fremde Hausthiere und fremde Culturpflanzen mitgebracht hätte, denn es bleiben während der ganzen Zeit von der ersten Besiedlung durch die Pfahlbauleute und ihre

Zeitgenossen bis zur Römerherrschaft die Grundlagen der Existenz und des Fortschrittes die gleichen, nur treten zu den schon vorhandenen Hilfsmitteln, zu den alten Haustierrassen, zu den Getreidearten neue hinzu. So gesellen sich zum bisherigen Torfrind, zum Schaf und zur Ziege, zum Schweine und zum Hunde, die alle unverändert im Haushalte und Dienste des Menschen bleiben, allmählig und nicht überall gleichzeitig neue Rinderrassen, andere Spielarten des Hundes und endlich das zahme Pferd hinzu, und wengleich zu dem bisher angebauten kleinen Weizen und zur sechszeiligen Gerste bessere Getreidearten kommen, so bleiben trotzdem auch jene minderergiebigem noch im Gebrauche. Die nach und nach hinzutretenden Erbsen, Bohnen, Linsen und eine cultivirte Sorte vom Apfel, die sich insgesamt schon mehr den Gartengewächsen nähern, erscheinen anfangs noch sehr selten.

Man hat endlich auch aus dem Wechsel der Bestattungsweisen auf einen Wechsel der Bevölkerung schliessen zu dürfen geglaubt. Während der ganzen Zeit des Gebrauches polirter Steingeräthe wurde nämlich der Leichnam in der Erde bestattet, und obwohl wir von der Begräbnissweise der Pfahlbaubewohner selbst wenig wissen, so dürfen wir doch die bei ihren Zeitgenossen in den nördlichen Gegenden Deutschlands und in Skandinavien herrschenden Sitten auch bei ihnen annehmen. Späterhin wurde der Leichnam verbrannt und dessen Asche zumeist in Gefässen (Urnen) beigesetzt; mit der Einflussnahme des Christenthums

wurde endlich die ursprüngliche Sitte in ausschliesslicher Weise wieder hergestellt. Man nahm nun an, dass die Begräbnissweise mit den religiösen Anschauungen, namentlich mit den Vorstellungen über den Zustand nach dem Tode, mit den Sitten, mit Rechtsgewohnheiten, kurz mit dem ganzen Wesen eines Volkes so fest zusammenhänge, dass man sich eine Loslösung derselben gar nicht denken könne und für ein Verdrängen der bisherigen fest eingewurzelten Bestattungsweise durch eine gänzlich anders geartete keinen anderen Grund ausfindig machen könne, als dass die letztere durch ein neues Volk hereingebracht worden sei.

Allein unsere Beobachtungen haben festgestellt, dass auch der Wechsel der Bestattungsweise kein plötzlicher, sondern ein allmäliger gewesen ist, ja beide Arten, nämlich die Bestattung des Leichnams und die Verbrennung gehen oftmals an einer und derselben Gräberstätte lange Zeit neben einander her. Am deutlichsten zeigt sich die gleichzeitige Uebung bei der Bestattungsweise in dem berühmten Grabfelde von Hallstatt, in welchem zu derselben Zeit und aus denselben Volksklassen beinahe gleichviel verbrannte und unverbrannte Leichen beigesetzt worden sind. Bekannt ist ferner die Thatsache, dass einzelne römische Adelsfamilien ihre Verstorbenen ausschliesslich begraben, andere Familien dagegen sie verbrennen liessen, und wenn heute wieder ein Uebergang zur Sitte des Verbrennens stattfände, würde sich die Begrabung des

Leichnams noch lange neben dem Verbrennen erhalten, wir würden auf unseren Friedhöfen dieselben Erscheinungen beobachten können, und unsere Adelsfamilien würden sich voraussichtlich der neuen Sitte gegenüber ebenso verhalten wie die römischen, d. h. ein Theil würde sich ihr mit der grossen Masse des Volkes anschliessen, ein anderer Theil, der conservative, würde sie ablehnen.

Man hat geglaubt, den Wechsel der Begräbnissweise mit der Einführung der Metalle in Verbindung bringen zu können, und meinte, dass die alte Sitte des Begrabens zugleich mit den Steingeräthen durch ein neu eingewandertes Volk, welches seine Todten verbrannte und die Bronze mitbrachte, verdrängt worden sei, welche späterhin ihrerseits aufs Neue der Sitte des Begrabens und dem Eisen weichen mussten, die mit einem andern siegreichen Volke ins Land gekommen. Allein wir haben gesehen, das vom Stein zum Kupfer und zur Bronze, sowie von dieser zum Eisen nur ein allmäliger Uebergang stattgefunden hat, dass die neuen Metalle anfangs nur in geringer Menge vorhanden waren, und dass die Formen der Metallgegenstände nicht als etwas Neues und Fremdartiges erscheinen, sondern sich aus einander, namentlich aus den Formen der Steinzeit entwickeln. Was aber das Wichtigste ist, ist der Umstand, dass die neue Begräbnissweise keineswegs auch immer mit dem neuen Metall zusammen vorkommt, denn wir finden beispielsweise Gräber der Bronzezeit, in welchen die Leichen bestattet wurden,

während späterhin das Eisen bald bei den Skeletresten der Begrabenen, bald bei der Asche der Verbrannten gefunden wird.

Die Ergebnisse dieser Beobachtungen werden endlich durch die Untersuchung des Knochenbaues und namentlich der menschlichen Schädel, die aus der Pfahlbautenzeit erhalten sind, wesentlich unterstützt. Es zeigen sich nämlich an denselben keinerlei Merkmale einer niedriger stehenden oder fremdartigen Menschenrasse, wie man früher vielseitig angenommen hat; wenn vielmehr die arische oder indogermanische Rasse als charakteristische Eigenschaft die Neigung zeigt, mehr die Längenverhältnisse des Gesichtstheiles und des Gehirnschädels zu entwickeln, wie es wirklich zu sein scheint, dann haben die Pfahlbauleute und ihre Zeitgenossen dieses Merkmal in entschiedener Weise besessen, und darum durfte Virchow von ihnen mit Recht sagen: Sie sind Fleisch von unserem Fleische und Blut von unserem Blute.

Wenn nun die urgeschichtliche Forschung keine Hinweise auf einen seit der Begründung der ersten Pfahlbauansiedlungen eingetretenen allgemeinen Bevölkerungswechsel gefunden hat und höchstens ein wechselseitiges Verdrängen einzelner Völkerschaften einer und derselben Menschenrasse zugeben kann, so schienen die geschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Untersuchungen zu ganz anderen Ergebnissen zu führen. Bis in unsere Zeit galt es als ein vollständig gesicherter und keines Beweises bedürftiger Lehrsatz,

dass der Stammsitz der Indogermanen Indien sei, von dorthier sollen nach einander Kelten, Italier, Griechen und zuletzt Germanen und Slaven eingewandert sein. Offenbar dachte man sich die fruchtbare üppige Natur Indiens geeignet, auch zahlreiche und mannigfaltige Völker zu erzeugen, wozu noch die Ansicht kam, dass die indische Sprache, das Sanskrit, ihr alterthümliches Wesen mehr als die der übrigen Völker bewahrt haben solle, so dass man sie als die Mutter der übrigen Sprachen anzusehen geneigt war.

Allein bei näherer Bekanntschaft mit den, den indogermanischen Völkern gemeinsamen Ausdrücken, den sogenannten Wortgleichungen, fand man, dass sie in der Zeit, als sie noch ungetrennt beisammen sassen und eine Sprache redeten, den Winter, Eis und Schnee gekannt haben mussten, wogegen ihnen viele Begriffe, namentlich Bezeichnungen der indischen Thier- und Pflanzenwelt, welche sich ihnen in Indien hätten aufdrängen müssen, gänzlich fehlten. Man nahm daher ein nördlich von Indien gelegenes Land, das sogenannte Pamir-Hochland, im heutigen Turkestan, das alte Baktrien, welches den vorausgesetzten Bedingungen entsprach, als die Heimat der Indogermanen an.

Diese neue Hypothese fand denselben ungetrübten Beifall wie vordem die indische Urheimat; es wurde kaum ein Widerspruch dagegen erhoben, ja man glaubte sich mit ihr um so leichter zurecht finden zu können, als sie der Mehrzahl der indogermanischen Völker etwas näher lag und daher der Ausbreitung und Vertheilung

derselben weniger Schwierigkeiten bot, über welche die Phantasie eigentlich noch leichter hinweghalf, welche alsbald mit der Sicherheit eines Generalstabs-Bureaus die verschiedenen Wege vorzeichnete, auf denen die Einwanderung in Europa erfolgt sein sollte.

Doch auch gegen diese Hypothese, so ansprechend sie anfangs war, wurden Zweifel erhoben, und nachdem man einmal gelernt hatte, die Natur der indogermanischen Heimat aus dem gemeinsam indogermanischen Sprachschatze zu erschliessen, fand man endlich, dass dieselbe wohl in Europa selbst zu suchen sein müsse. Hiebei war auch die allmählig gewonnene Ueberzeugung von Einfluss, dass keineswegs die indische Sanskritsprache den alterthümlichen Charakter bewahrt habe, sondern dass derselbe vielmehr in noch höherem Masse einzelnen europäischen Sprachen zukomme, weshalb auch das Sanskrit nicht als Mutter der indogermanischen Sprachen gelten könne, vielmehr alle untereinander wie die Töchter derselben Mutter, d. i. der nicht mehr existirenden Ursprache sich verhalten.

Unter dem noch immer mächtigen Banne der alten Hypothese von der Einwanderung der europäischen Völker aus Asien wagte man anfänglich freilich nicht, sich allzuweit von den asiatischen Grenzen zu entfernen, und verlegte den Schauplatz der indogermanischen Entwicklung, den Einige auch im armenischen Hochlande suchen wollten, in die südrussischen Steppen zwischen dem caspischen Meere und der Donaumündung, bis man auf diese Weise, immer näher rückend, endlich

zu dem Ergebnisse gelangte, dass nur das Herz Europas, insbesondere Deutschland, die Heimat der Indogermanen gewesen sein könne. Hier, in einem wesentlich gleichartigen Klima, doch unter den verschiedensten Gestaltungen des Bodens und der örtlichen Lage, einerseits am Hochgebirge, andererseits am Meere, waren alle Bedingungen zur Entwicklung eines grossen, einheitlichen, mit einem reichen Ideenkreise ausgestatteten Volkes vorhanden, hier war die Natur des Landes genau so, wie sie sich im gemeinsamen Sprachschätze wieder spiegelte.

Man kann hierbei absehen von den Bezeichnungen für die Thierwelt, weil diese, mehr oder weniger beweglich, einer weiten Verbreitung über grosse Theile der Erde fähig, im Verlaufe der Zeit aber sehr veränderlich ist. Doch seien einige wilde Thiere angeführt, welche der europäische Theil der Indogermanen mit demselben Namen bezeichnete, nämlich der Hirsch, der Luchs, der Biber, die Robbe, die Auster, der Hummer, der Fisch, der Aal, die Drossel, der Kranich, der Staar. Von grösster Bedeutung jedoch ist die Pflanzendecke, weil sie zeitlich und örtlich viel beständiger ist, namentlich die Waldbäume, welche den physiognomischen Charakter des Landes bestimmen. In der Uebereinstimmung der indogermanischen Sprachen treten aber die Fichte, Weide, Esche, Erle, Haselstaude, Birke, Eiche und Buche besonders hervor, denen sich vielleicht auch noch, wenigstens bei den Europäern, die Eibe, die Nessel und die Färberweide anzuschliessen scheinen, insge-

sammt Pflanzen, welche einzig auf dem Boden Mitteleuropas neben einander vereint vorkommen.

Es ist begreiflich, dass man sich auf der anderen Seite nicht leicht von einer Anschauung trennen könnte, in die man sich mit seinem ganzen Gedankenkreise hineingelebt hatte, und die Lehre von der Einwanderung der europäischen Indogermanen aus Asien auf das Eifrigste vertheidigte. Allein sieht man näher zu, so überzeugt man sich bald, dass für dieselbe ausser der Entlehnung einiger Culturmittel von den Semiten keine Gründe aufzubringen sind. Jene Culturmittel aber wurden zumeist erst zu einer Zeit — namentlich durch den phönizischen Verkehr — überbracht, als die Ausbreitung und Individualisirung der indoeuropäischen Völker längst vollendet war; die Uebernahme von Culturelementen in der frühesten Zeit erklärt sich aber leicht durch den gegenseitigen Einfluss an den Berührungspunkten der Verbreitungsbezirke bei den Rassen.

Ebenso wenig wissen historische Ueberlieferungen, die nicht schon in früher Zeit durch gelehrte Deutungen entstellt sind, etwas von einer Einwanderung der Europäer vom Osten her. Die Griechen sind lange vor Homer in ihren Gebieten sesshaft, und die Slaven weiss schon Herodot am Dnjestr, Bug und Dnjepr, das Keltensland, unter dem er die Wohnsitze der Gallier und Germanen begreift, kennt er bereits im Westen von Europa. Wo aber von Wanderungen der Indogermanen die Rede ist, geht ihr Zug nicht vom Osten nach Westen, sondern umgekehrt vom Westen oder Nordosten nach

dem Osten und Süden. So sind die Griechen, die Italer, die Etrusker aus nördlicheren Gegenden in ihre spätere südliche Heimat gewandert, so erfolgte der älteste gallische Zug nach dem Süden (Iberien), um sich später wesentlich nach Osten und bis Kleinasien zu ergiessen, so sind endlich Germanen aus dem Norden und Nordwesten nach dem Süden gedrungen, während die Slaven wohl theilweise die verlassenen Sitze der Germanen belegen, in der Hauptsache und mit Erfolg aber auch heute noch nach dem Süden und Osten vorwärts drängen. Nicht anders ist es bei den heute in Asien selbst wohnenden Indogermanen, zu denen die Armenier, die Perser und Inder gehören. Die Armenier sind wahrscheinlich mit jenen thrakis̄ch-phrygischen Schaaren identisch, deren Einwanderung in Vorderasien aus der nördlichen Balkanhalbinsel bei dem Beginn der historischen Zeit Griechenlands noch in der Erinnerung der Menschen lebte; von den Indern dagegen wissen wir, dass ihre Sitze einmal nicht weiter als bis zum mittleren Indus gereicht haben; der Ganges, ihr jetziger heiliger Strom, war ihnen damals noch unbekannt. Vor dieser Zeit lebten Inder und Perser vereint nördlich vom grossen mittelasiatischen Gebirge, wahrscheinlich am Jaxartes, dessen Andenken sich bei beiden erhalten hat.

Alle Erkenntnissquellen, die wir über die Heimat der Indogermanen zu Rathe ziehen können, geben uns also nicht den geringsten Hinweis auf eine aus Asien erfolgte Einwanderung, vielmehr nöthigen uns alle Thatsachen, die wir zu ermitteln im Stande sind, die

Heimat der Indogermanen in Europa zu suchen. Es fragt sich nun, in welchem Masse diese Thatsachen bei den Bewohnern der ältesten Pfahlbauten der Alpenländer und bei der übrigen gleichzeitigen Bevölkerung des grössten Theiles von Europa festgestellt werden können.

Was nun zunächst die Natur des Landes betrifft, die am sichersten durch die Pflanzenwelt sich beurtheilen lässt, so haben wir gesehen, dass den Indogermanen die Fichte, Weide, Esche, Erle, Haselstaude, Birke, Eiche und Buche, vielleicht auch die Eibe bekannt waren. Alle diese Bäume finden wir auch im Culturbereiche und im Haushalte der Pfahlbauleute wieder; Fichte, Weide, Esche, Erle, Eiche und Buche wurden vornehmlich zur Herstellung des ganzen Pfahlwerkes, sowie der Hütten ihrer Seewohnungen, theilweise auch zur Anfertigung von allerlei Holzgeräth verwendet, die Haselstaude lieferte in ihren Nüssen ein gesuchtes Nahrungsmittel, die Birke in ihrem Zuckersafte vielleicht ein Genussmittel, in verdicktem Zustande einen häufig verwendeten Klebstoff, mittelst welchem insbesondere die Pfeilspitzen an den Schaft befestigt wurden, aus dem Eibenholze endlich schnitzte man Dolche und Bogen. Von den wilden Thieren, für welche die Indogermanen gemeinsame Bezeichnungen hatten, fehlen in der Hinterlassenschaft der Pfahlbauleute natürlich die Meerbewohner, wie z. B. die Robbe und die Austern, von der übrigens Schalen zuweilen ziemlich weit landeinwärts von der Meeresküste getroffen wer-

den; dagegen finden wir in allen Ansiedlungen der Pfahlbautenzeit als vornehmstes Jagdthier den Hirsch und ausser ihm nicht selten den Biber.

Was den Culturzustand betrifft, so scheint aus den Ergebnissen der urgeschichtlichen und der sprachvergleichenden Forschungen zunächst ein Widerspruch hervorzugehen, indem die Sprachforscher noch immer von einer nomadischen Natur der Indogermanen, von indogermanischen Halbnomaden oder von nomadisirenden Ackerbauern reden, während die Urgeschichte seit der Gründung der ersten Pfahlbauten nirgends auf Spuren von Nomaden, vielmehr immer nur auf festgegründete Wohnsitze gestossen ist, deren zahlreiche Reste, deren eigenthümliche Bauart, deren wohlgesicherte, zuweilen selbst mit Wällen und Gräben umgebene Lage, deren oft mit einem glänzenden Reichthum ausgestattete, nicht selten Tausende von Beerdigten einschliessende Gräberstätten auf einen festen, Jahrhunderte langen Bestand schliessen lassen, ja von denen seit jener Zeit viele, und zwar auch in unseren heimathlichen Ländern ununterbrochen bis heute bewohnt blieben. Allein, wenn wir näher zusehen, so finden wir auch in der den Indogermanen gemeinsamen Sprache keine Spur nomadischen Wesens. Es fehlen nämlich jene zahlreichen Ausdrücke, welche den Nomaden in Bezug auf ihr Heerdenvieh im überschwänglichen Masse eigen sind, gänzlich, dagegen finden wir eine Menge von Objects- und Thätigkeitsbezeichnungen, welche Zeugniß geben, dass die noch ungetrennten

Indogermanen nicht wie die Nomaden traumartig, indolent, ohne Begehr nach Besserung der Zustände gelebt, sondern in der Cultur rüstig fortschritten und eine nicht unbedeutende Stufe in derselben erreicht hatten. Mit Ausdrücken für Flechten, Spinnen, Weben, für Bohren, Zimmern, Siedeln, Wohnen, Wegmachen, für Haus und Thür, für Hürde, Hof und Garten, für Säen und Ernten und ähnlichen mehr, welche wir in der Ursprache der Indogermanen finden, ist nomadisches Wesen unvereinbar.

Mit diesen nur beispielweise angeführten Begriffen, die sich noch namhaft vermehren liessen, gewinnen wir zugleich einen Einblick in den Zustand und in den Thätigkeitskreis der noch ungetrennten Indogermanen, für die wir in den Pfahlbauten und in den gleichzeitigen Landansiedlungen Tausende von Belegstücken finden. Sehen wir uns noch näher um, so finden wir zufolge der Wortgleichungen die Indogermanen im Besitze des zahmen Rindes, der Ziege, des Schafes, des Schweines und des Hundes; es sind dieselben Thiere, die wir als Hausthiere in den Pfahlbauten getroffen haben, keines mehr, keines weniger. Allein die Indogermanen waren nicht blos Viehzüchter; schon die Ausdrücke für Haus und Hof, für Zimmern und Siedeln u. s. w. wiesen darauf hin, dass es sesshafte Leute gewesen sind; sie waren auch wirkliche Ackerbauer, welche Gerste, Weizen und Hirse, also ebenfalls wieder die Getreidearten der Pfahlbauten, nicht aber den Roggen und Hafer gekannt haben, der in Wirklichkeit auch in

den Pfahlbauten nicht vorkommt. Dagegen finden wir in den meisten derselben den Lein, der aber auch den Indogermanen bekannt war.

Zu den wichtigsten Erscheinungen und zu den kräftigsten Förderern im Culturleben der gesammten Menschheit gehören die Metalle; ohne sie wäre dieselbe auf dem Standpunkt halber Wildheit verharret und es ist demnach der Uebergang vom Gebrauche des Steines zu dem des Metalles einer der entscheidenden Momente in der Geschichte ihrer Culturentwicklung. Merkwürdiger Weise haben wir die Bevölkerung der älteren Pfahlbauten gerade in diesem grossen Momente des Ueberganges zum Metalle angetroffen, indem wir gesehen haben, dass sie bei einem überwiegenden Gebrauch von Steingeräthen, es doch auch schon verstanden, aus Kupfer nicht nur allerlei Geräte zu verfertigen, sondern dasselbe auch in seinen Erzen aufzusuchen und auszuschmelzen. Kupfer ist das erste in Europa erscheinende und eine Zeit lang ausschliesslich gekannte und gebrauchte Metall; erst später tritt von Südosten her das Gold in fremden Formen hinzu. Wie überraschend ist es nun, dass uns die vergleichende Sprachforschung die Indogermanen auf eben derselben Uebergangsstufe begriffen zeigt; alle indogermanischen Völkerstämme bezeichnen das Kupfer mit einem gemeinsamen, dem eigenen Sprachschätze entlehnten Namen. Der Name des Kupfers ist daher nicht nur eigenes Sprachgut, sondern es ist auch die Sache selbst eigene Culturerrungenschaft. Andere Metalle dagegen sind ihnen fremd, der

Name des Goldes aber wahrscheinlich von den Semiten übernommen.

Ich glaube, dass es nicht nöthig erscheint, noch weitere Vergleichsobjecte aufzusuchen; denn die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung und der vergleichenden Sprachforschung decken sich in den angeführten wichtigen Momenten in geradezu überraschender Weise, und ich habe nur Weniges beizufügen. Ich habe gesagt, dass die dorfähnlichen, oft dicht nebeneinander vorkommenden Ansiedlungen auf gesellige Ordnung, auf Recht und Sitte schliessen lassen; wir finden sie auch bei den Indogermanen und ihre verwandtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen sind vollkommen geregelt, wie aus der Fülle von Ausdrücken für dieselben, für die Ehe, die Familie und den Hausvater ersichtlich ist, und wenn auch noch keine staatlichen Gestaltungen sich bemerkbar machen, so erscheinen doch feste Stammesgliederungen, die sich unter Geschlechtsherren zusammenfügen, in Dörfern — Heimstätten — wohnen und sich im Falle der Noth hinter Wällen und Gräben vertheidigen.

Werfen wir noch rasch einen Blick auf die religiösen Vorstellungen der Indogermanen, so zeigt sich uns ein höchstes Wesen, welches die Inder *dyâús*, die Lateiner *Deus*, die Griechen *Ζεύς*, die Germanen *Tiu* oder *Zio* nannten, von dem Worte *div* strahlen = leuchten. Es ist die strahlende, leuchtende, erzeugende und belebende Sonne am Himmel, von der alles Wohl und Wehe eines Volkes abhängt, dessen Existenzbedingun-

gen vornehmlich auf dem Ackerbau beruhen. Aber auch von den Pfahlbauleuten wissen wir, so wunderbar dies erscheinen mag, wohin sie betend ihr Inneres kehrten, ihre Blicke richteten, denn auch ihnen galt die leuchtende Sonne am Himmel als belebendes, befruchtendes und höchstes Wesen, wie dies die symbolischen Zeichen auf ihren Gefässen über allen Zweifel erheben. Unter ihnen sind insbesondere der Kreis und das Kreuz in ihren verschiedenen Gestaltungen hervorzuheben; beide, oft auch zu einem Bilde, dem sogenannten Sonnenrade vereinigt, gelten seit jenen frühen Zeiten bei allen indogermanischen Völkern und durch alle culturgeschichtlichen Perioden hindurch, bis zum heutigen Tage, als Symbol der Sonne, der Belebung, der Fruchtbarkeit, als heilige, verehrungswürdige Zeichen.

Wenn ich im Vorstehenden kurzweg von der Pfahlbautenzeit oder von den Pfahlbaubewohnern und ihren Zeitgenossen gesprochen habe, so geschah es nur in der Absicht, den vorzüglichsten und bestgekannten Theil als Vertreter für ein ganzes grosses Volk zu nennen; denn es ist im Vorhinein klar, dass ein Geschlecht, welches sich zu einer scharf ausgeprägten Rasse und zur Blüte der Menschheit entwickeln konnte, welches so viele und mächtige Völker aus sich erzeugte, gleich ursprünglich nicht in einem eng begrenzten, an Erscheinungen armen Raume, sondern in einem grossen, mannigfach und reich ausgestatteten und nach den meisten Seiten hin erweiterungsfähigen Gebiete gelebt haben müsse. Wie ich aber im Bisherigen nachgewiesen zu

haben glaube, ist es uns durch die Art der urgeschichtlichen Funde nunmehr möglich, wenn nicht schon jetzt, so doch sicher in einer nicht allzu fernen Zukunft auch den Umkreis der einstigen indogermanischen Wohnsitze zu bestimmen. Hierbei sind nicht allein die Gesammtheit der Erscheinungen, also die Art und das Mass der Cultur, die sich aus ihnen ergeben, sondern ganz insbesondere einzelne, scharf ausgeprägte Züge bestimmend. Zu den letzteren gehören hauptsächlich die Kupferfunde und die Thongefässe mit ihren eigenthümlichen Formen und Ornamenten. Auf Grundlage aller charakteristischen Erscheinungen sind wir nun im Stande, festzustellen, dass die Indogermanen einst den Raum vom atlantischen Ocean bis zum Bosporus, also den grössten Theil der britischen Inseln, die nördlichen Theile von Frankreich, von Italien und von der Balkanhalbinsel, endlich die Südhälfte Skandinaviens, die dänischen Inseln, ganz Deutschland bis tief in das mittlere Russland hinein bewohnt haben müssen. Hier treffen wir überall auf eine aus den Funden zu erschliessende gleichartige Cultur der Bewohner und auf eine durch die Sprachvergleichung zu erschliessende, in der grösseren Zahl der wesentlichen Erscheinungen gleichartige Natur des Landes.

Allein es gibt nicht zwei Dinge in der Welt, die sich in allen Eigenschaften gleichen, und sowie die Natur in der Mannigfaltigkeit ihres Schaffens unerschöpflich ist, ruht auch der menschliche Geist nie in der Gestaltung neuer Dinge, und so schloss auch jenes

grosse Wohngebiet der Indogermanen bei aller Gleichartigkeit in seinen wesentlichen Eigenschaften doch manche Differenzen in sich, die anfangs ohne Bedeutung erscheinen, durch ihr Anwachsen und ihre ununterbrochene Einwirkung allmählig die Keime zur weitergehenden Differenzirung bilden. Auf zwei solch' unscheinbare Verschiedenheiten möchte ich Sie am Schlusse meiner Mittheilungen noch aufmerksam machen.

Die Heimat der Indogermanen fällt im Wesentlichen mit dem Verbreitungsbezirke der Buche zusammen, dessen östliche Grenze von der Ostküste Schwedens bei Kalmar über Königsberg fast geradlinig durch Polen und Podolien läuft. Da nun von den europäischen Völkern wohl die Griechen, Römer und Germanen in ihrer Sprache einen gemeinsamen Namen der Buche besitzen, die Slaven ihn aber nur in einer von den Germanen entlehnten Gestalt kennen, so haben in der Zeit der Spracheinheit nur die Griechen, Römer und Germanen ihre Stammsitze im Buchenlande gehabt, während die Slaven damals ausserhalb und östlich von dieser Grenze gewohnt haben mussten und offenbar die Buche erst späterhin bei ihrem Vordringen in die einstigen germanischen Wohnsitze kennen lernten und hier auch ihre Bezeichnung übernahmen. Die Slaven haben also in der Zeit der indogermanischen Spracheinheit ungefähr denselben Raum eingenommen, den sie noch zur Zeit des Tacitus innehatten.

Anders war es bei den Griechen, welche in ihrer Heimat wohl die Sache und das Wort dafür besassen,

bei ihrer Wanderung in das historische Griechenland aber die Buche nicht mehr fanden und nun der Eiche den gewohnten Namen beilegte.

Diese und ähnliche Differenzen leiteten den grossen Scheidungsprocess ein, welcher die ausgebreitete, einheitliche Volksmasse in Völker mit gegenseitig unverständlich gewordenen Sprachen, mit getrennten, sich oft feindlich gegenüber stehenden Interessen spaltete und sie vergessen liess, dass sie alle aus einem Vaterhause stammen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien](#)

Jahr/Year: 1885

Band/Volume: [25](#)

Autor(en)/Author(s): Much Matthäus

Artikel/Article: [Die Pfahlbauten und die Heimat der Indogermanen. 249-298](#)